



Berliner Aufklärung

Kulturwissenschaftliche Studien

Band 7

Herausgegeben von
Ursula Goldenbaum und
Alexander Košenina

WEHRHAHN VERLAG

Für den Umschlag fand ein Ausschnitt aus Daniel Chodowieckis Titelradierung für den *Berliner genealogischen Kalender auf das Jahr 1789* Verwendung (Gleimhaus Halberstadt).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2020
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Layout: Wehrhahn Verlag

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
© by Wehrhahn Verlag, Hannover
ISSN 1867-3953
ISBN 978-3-86525-771-0

Inhalt

Hans-Uwe Lammell

Leon Elias Hirschel, Aaron Salomon Gumpertz
und die ›Waisenkinder des Wissens‹ 7

Malgorzata A. Maksymiak

»Jüdischer Luther« und »protestantischer Mendelssohn«
Gelehrte Berlin-Mecklenburger Konkurrenzen Ende
des 18. Jahrhunderts 45

Maximilian Bach

Salomon Gessner und die Berliner Aufklärung 77

Alexander Košenina

Die *Berlinische Monatsschrift* und Daniel Chodowiecki
nutzen aktenkundige Rechtsfälle für ihre Politik der Aufklärung 107

Johannes Rößler

Ein Porträt des preußischen Ministers Graf Ewald Friedrich von
Hertzberg (1725–1795) aus dem Umkreis Daniel Chodowieckis 123

Annette Antoine

Über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit
Tiecks Versuch einer pragmatischen Positionsbestimmung
im Streit mit Iffland anlässlich Becks Romantiker-Persiflage 135
Das Kamäleon (1800)

Tinca Prunea-Bretonnet

Prouver l'existence de Dieu à partir de l'observation de la nature:
Formey (et Wolff) sur l'argument des causes finales 165

Hagar Spano

»Der Zustand unserer Vorfahren«. Einige Bemerkungen
über Johann August Eberhard als reformkonservativer Aufklärer 185

Hans-Uwe Lammell

Leon Elias Hirschel, Aaron Salomon Gumpertz und die ›Waisenkinder des Wissens‹

Gewiß spricht einiges für den Versuch, einen Menschen nach den durchgängigsten Zügen seines Lebens zu beurteilen; angesichts der naturgegebenen Unbeständigkeit unsrer Verhaltensweisen und Meinungen jedoch habe ich oft den Eindruck gewonnen, daß selbst die guten Schriftsteller irren, wenn sie sich in den Kopf setzen, ein festes und haltbares Ganzes aus uns zu weben: Sie greifen irgendeinen Grundzug einer Person heraus und ordnen und deuten danach all deren Handlungen; soweit sich diese aber nicht genügend zurechtbiegen lassen, werden sie als bloße Täuschungsversuche abgetan.

(Montaigne: Über die Wechselhaftigkeit unseres Handelns, in: *Essais*, II, 1)

Ach! Gott behüte alle rechtschaffne Christen vor diesen Leuten!
(Martin Krumm in Lessings *Die Juden*, 2. Auftritt)

Der Aufsatz hat das Anliegen, an den Berliner Arzt Leon Elias Hirschel (1741–1772) zu erinnern und stellt den Versuch dar, nach dem letzten biographischen Text, der vor über 100 Jahren von Max Freudenthal verfasst wurde,¹ eine erneute Annäherung vorzustellen. Dabei soll die von Montaigne angesprochene biographische Falle, die Suche nach den »Grundzügen« einer Persönlichkeit und das »Zurechtbiegen« von unverständlichen Handlungen sowie ihre Interpretation als »Täuschungsversuche«, im Auge behalten werden. Um diesen Gefahren möglichst zu entraten, scheint es sinnvoll, vergleichend zu arbeiten und Hirschels Biographie zum inzwischen gut erforschten Lebensweg eines weiteren Berliner jüdischen Arztes, Aaron Salomon Gumpertz (1723–1769), auch bekannt als Aaron Zalman Emmerich, in Parallele zu setzen. Dabei wird deutlich werden, welche Chancen und Herausforderungen der jüdische Aufbruch in die Moderne für junge Leute darstellte, die sich für ein Medizinstudium entschieden hatten bzw. deren Eltern den Wunsch hegten, dass ihr Sohn ein Arzt werden möge.² Es wird auch gezeigt werden, welche Potenziale das frühmoderne Judentum,³ wofür das bis zu Mendelssohn wirkmächtige Dispositiv des *chacham kolell*, des Univer-

salgelehrten, wie es in den Städten Italiens im späten 15. Jahrhundert hervortrat, stand, jungen Leuten zu bieten hatte, wie es genutzt wurde und worin seine Grenzen bestanden. Judah Messer Leons Handbuch der Rhetorik *Nofet Zufim* [Honignektar] zählt zu den frühesten hebräischen Drucken um 1480. Er schrieb es für seine Studenten der Medizin, der Philosophie und des Judentums und vermittelte die Überzeugung, dass man ohne rhetorische Fähigkeiten kein brauchbarer Führer der Gemeinschaft werden könne. Der ideale jüdische Gelehrte, wie er ihn verstand, sollte alles aus der säkularen Literatur zurückgewinnen, um das wiederherzustellen, was einst Israel war. Es sollte kein Wissen geben, das dem jüdischen Auge verborgen war.⁴

I. ›Waisenkinder des Wissens‹

Gumpertz hat sich in seiner hebräisch verfassten Autobiographie nicht selbst als ›Waisenkinder des Wissens‹ charakterisiert;⁵ allerdings beschreibt er seine Situation in einer Weise, die von David Sorkin mit dieser Metapher angesprochen werden konnte.⁶ Sie dient diesem zur Beschreibung einer Gruppe von *Maskilim*, die über eine traditionelle jüdische religiöse Ausbildung verfügte, als sie in die säkulare Welt der modernen Wissenschaft aufbrach. Auch bei Hirschel gibt es eine Aussage, die zu diesem Bild passt, wenn er schreibt, dass Minerva den Juden lange Zeit eine Stiefmutter gewesen war.⁷ Gumpertz war zwar 1751 nicht der erste in Frankfurt an der Oder promovierte jüdische Medizinstudent – ihm vorausgegangen war eine ganze Reihe, beispielsweise der aus Metz stammende Moses Gumpertz.⁸ Aaron Salomon Gumpertz aber ist besonders bekannt als philosophischer Lehrer von Moses Mendelssohn – darauf hat sich die bisherige Historiographie zu ihm geeinigt; auch arbeitete er als Sekretär zweier wichtiger Mitglieder der Berliner Akademie: Pierre de Maupertuis und Marquis D’Argens.

Nun hat Gad Freudenthal 2004 sehr zurecht daran erinnert, dass eine derartige Beschreibung der Leistung von Gumpertz zu kurz greift.⁹ Er sieht in ihm vielmehr eine Gestalt von »pivotal importance«,¹⁰ da er für eine Gruppe stehe, auf die schon Jacob Katz in seiner Dissertation von 1934 hingewiesen hatte¹¹ und für deren Haltung kennzeichnend

war, intellektuell und sozial gleichberechtigt an der zeitgenössischen wissenschaftlichen Entwicklung teilzunehmen und dabei Wege zur Emanzipation, d. h. sowohl den Zugang zur nichtjüdischen Gesellschaft als auch zur Gruppe traditioneller Juden zu suchen.¹² Vor mehr als hundert Jahren wurde die Leistung von Gumpertz sogar der von Mendelssohn gleichgestellt. So betonte der Rezensent des Buches über die Familie Gumpertz, dass Gumpertz »neben Mendelssohn der Befreier des Judentums aus seinem geistigen Ghetto« gewesen sei.¹³

Es lohnt sich, angesichts der Tatsache ihres erfolgreich absolvierten Medizinstudiums eine Feststellung von Eduard Winter aus den 1960er Jahren in das Gedächtnis zurückzurufen, der darauf aufmerksam machte, dass die deutsche Frühaufklärung in breitem Maße von Ärzten getragen wurde und Berlin seit 1690 ihren Mittelpunkt bildete.¹⁴ Das gilt umso mehr für das jüdische 18. Jahrhundert, wie die Forschung inzwischen klar machen konnte.¹⁵

In diesem Aufsatz soll nun versucht werden, die Konfiguration des *chacham kolell* im 18. Jahrhundert an zwei Berliner Beispielen zu zeigen, indem ein jüngerer Mediziner vorgestellt wird, der im Gegensatz zum älteren Gumpertz – und das ist auch der einzige Gegensatz – vorrangig als Arzt gearbeitet hat. Beide standen in sozialen Kontakten sowohl zu Juden als auch zu Christen. Es wird die Frage gestellt, inwieweit der Aufbruch in die moderne Wissenschaft mit stärkeren Bindungen in die christlichen Mehrheitsgesellschaft verknüpft war und welche Kreise davon profitierten. Dabei werden mit Gumpertz und Hirschel zwei unterschiedliche Strategien bei der Beantwortung der christlichen Frage präsentiert.¹⁶ Das betrifft auch ihre Haltung zur jüdischen Tradition. Es geht um unterschiedliche Wege in die christliche Mehrheitsgesellschaft. Dabei soll auch der besonderen Rolle der Berliner französischen Kolonie Beachtung geschenkt werden.

II. Aufbruch in die Wissenschaft, Akkulturation oder bürgerliche Gleichstellung

Schon vor geraumer Zeit hat Jacob Toury für Hirschel und seine ärztlich-gelehrte Arbeit eine Einschätzung versucht und dabei festgestellt, er habe den »Schritt vom streng observanten Traditionsjudentum zu einem offenen, ja öffentlichen Theismus« vollzogen und sei einer der ersten gewesen, »die – ohne zur Taufe zu schreiten – in einer kurzen Lebensspanne den Weg dreier Generationen von Instrumentalität über ›Wissenschaft‹ zu ›Akkulturation‹ zurückgelegt« habe. Dieser These möchte ich nicht widersprechen, sie aber unter Einbeziehung neuerer Forschungsergebnisse, wie sie vor allem Gad Freudenthal vorgelegt hat, erneut diskutieren, präzisieren und ihre Hintergründe genauer ansehen, um der Frage nachzugehen, auf welchen Wegen diese unglaubliche Leistung zustande kam. Dabei möchte ich zu bedenken geben, dass es seit etwa den 1750er Jahren bis ca. 1780, also in der ›vordohmschen‹ Phase, im Berliner Judentum eine greifbare Richtung unter jungen Leuten gegeben hat, für deren Verständnis wir bisher die Konzepte Akkulturation und bürgerliche Gleichstellung à la Dohm m. A. ahistorisch zusammengedacht haben.

Der hier in Rede stehenden Generation ging es um etwas anderes als um die Frage nach der Möglichkeit eines gleichberechtigten, von Toleranz und Akzeptanz geprägten Miteinander von Juden und Christen, bei dem die eine der beiden Seiten ihre Identität zu Gunsten der anderen Seite aufgeben oder im Gefolge einer bürgerlichen Gleichstellung neu definieren sollte.¹⁷ Natürlich stand auch bei den hier vorgestellten jüdischen Medizinerinnen Toleranz und Akzeptanz ganz oben an, ebenso Gegenseitigkeit und menschliche Achtung und die positive Beurteilung jeder Individualität.¹⁸ Aber sie verstanden sich zugleich als Mediatoren zwischen Juden und Christen. Ihre Erfolge in der Vermittlerfunktion bestimmten ihren Platz, den sie schließlich fanden. Entweder agierten sie zwischen beiden kulturellen Milieus und spielten dabei mindestens zwei Rollen, während sie ihre jeweiligen Bemühungen der anderen Seite gegenüber eher dissimulierten als offenlegten, wie an Gumpertz zu sehen sein wird. Oder sie schafften den Schritt in die kulturell andere, christliche Welt unter Maßgabe einer doppelten Desintegration,¹⁹ die eine Herauslösung aus dem traditionellen jüdischen Gefüge und dabei

doch die Gefahr einer Paria-Rolle²⁰ in der christlichen Welt mit sich brachte, wofür Hirschel steht. Die vorsichtig erwogene, für beide Haltungen gültige gemeinsame Klammer war die deutsche Nation, wie es Gumpertz emphatisch in einem Brief am 8. März 1745 an Johann Christoph Gottsched in Leipzig ausdrückte, als er sich bemühte, bei ihm als Student unterzukommen, um einen Zugang zu den Vorlesungen der Leipziger Universität zu erlangen und seine Kenntnisse über die deutsche Literatur zu erweitern. Der Zweite Schlesische Krieg vereitelte die Umsetzung des Ansinnens. »Wir Deutsche«, schrieb der Zweiundzwanzigjährige nach Leipzig, hätten Gottscheds Gelehrsamkeit so Vieles zu verdanken.²¹ Im gleichen Brief bezeichnet er sich als ein »Mitglied der menschlichen Gesellschaft«;²² diese war also ein Drittes, auf das sich diese Generation beziehen wollte.

Sicherlich muss man vorsichtig sein, diesen emphatischen Ausruf eines bildungshungrigen jungen Mannes nicht überzubewerten. Bemerkenswert bleibt er dennoch. Gad Freudenthal hat auf die »duplicity of identities« hingewiesen.²³ Sie ist mit Sicherheit nicht nur Zeichen einer neuen Haltung der Öffnung gegenüber der zeitgenössischen christlichen Wissenschaft. Sie fand auch Unterstützung durch eine Änderung in der Haltung der Berliner Juden gegenüber ihrer christlichen Umgebung, an der Gumpertz nicht ganz unbeteiligt war. Zu dieser Öffnung gehörte beispielsweise auch die in der Berliner Synagoge zu Ehren des gewonnenen Zweiten Schlesischen Krieges durchgeführte Jubelfeier; die dabei gehaltenen Reden und gedruckten Dokumente lassen eine solche Interpretation zu.²⁴ Gumpertz übernahm die Aufgabe, die von Rabbiner David Fraenkel (1707–1762) verfasste feierliche Rede und das Festgedicht für den in der Synagoge anwesenden König und seine Begleitung ins Deutsche zu übertragen. Schließlich ist es Gad Freudenthal in einer atemberaubenden Indizienbeweisführung zu zeigen gelungen, dass es bereits 1753 einen vor allem von Gumpertz und Lessing getragenen ersten literarischen Vorstoß zur bürgerlichen Verbesserung der Juden in Deutschland gab.²⁵ Damit hat er einen Gedanken Jacob Tourys aus dem Jahr 1769 aufgegriffen, der sich das erste Mal mit diesem 30 Jahre vor dem Erscheinen des Werkes von Dohm veröffentlichten Text beschäftigte; Toury nannte sie die »wohl erste deutsche Schrift zur Judenfrage«, die von »staatspolitischen und philosophisch-aufklärerischen Vorausset-

zungen« ausging und eine »volle gesetzliche Gleichstellung der Juden« befürwortete.²⁶

Schlüsselerlebnis war für diese Generation Lessings 1749 abgeschlossenes, aber erst 1754 publiziertes Theaterstück *Die Juden*, das die antijüdischen Vorurteile der Christen aufs Korn nahm, indem es sie demaskierte, sowie die darum entfachte öffentliche Auseinandersetzung.²⁷ Das Stück zeigte das Judentum als moralischen ›Testfall‹ für das Christentum der Christen.²⁸ Johann David Michaelis (1717–1791) lehnte das Stück in den *Göttingischen Anzeigen von Gelehrten Sachen* allerdings aus ästhetischen Gründen ab, da nach seinem Verständnis nur etwas auf die Bühne sollte, was es auch in Wirklichkeit gab, den Nimbus des Wahrscheinlichen besaß. Ein solch anständiger und großzügiger Jude, wie er von Lessing gezeichnet wurde, war dem Professor der orientalischen Sprachen nicht bekannt. Deshalb könnte man seiner Meinung nach nicht davon ausgehen, dass eine Aufführung Mitgefühl im Publikum auslösen werde. Das Stück sei deshalb von minderer Qualität.²⁹ Noch immer nimmt die Forschung übrigens an, dass die in diesem Stück zentrale Gestalt des Reisenden zum Vorbild Gumpertz hatte.³⁰ Mendelssohn schrieb anonym eine Rezension in Form eines Briefes an Gumpertz, der darauf anonym antwortete. Während Lessing in seiner *Theatralischen Bibliothek* Mendelssohns Stellungnahme abdruckte, wagte er es nicht, den Brief von Gumpertz wiederzugeben.³¹

III. Leon Elias Hirschel und seine Autobiographie

Diese Öffnungen, Auseinandersetzungen und Konflikte hat der 18 Jahre jüngere Leon Elias Hirschel wohl kaum im Detail miterlebt. Sie werden indes den Rahmen seines Lebens bestimmen. Der bereits erwähnte letzte biographische Aufsatz über Hirschel, vor mehr als 100 Jahren von Max Freudenthal geschrieben, zeigt, dass Hirschel in der Wissenschaftsgeschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts keine unbekanntere Gestalt war. Allein die Tatsache, dass er mütterlicherseits zur Familie Gumpertz gehörte, hat ihm immer wieder Aufmerksamkeit verschafft.³² Seiner Persönlichkeit wurde auch gedacht, wenn es um die Tagespublizistik und den Aufbruch von Juden in die Wissenschaft ging,³³ um die Situation der

Berliner Medizin um die Mitte des 18. Jahrhunderts, um jüdische Ärzte in Berlin³⁴ sowie um das Medizinstudium von Juden an der Universität Halle³⁵ und ihr Wirken in Polen.³⁶ Weniger bekannt ist die Tatsache, dass er – wie Gumpertz – einen sich selbst und seinen Werdegang beschreibenden Text hinterlassen hat, den Ernst Gottfried Baldinger (1738–1804) für sein *Lexikon der jetzt lebenden Ärzte* nutzte und abdruckte.³⁷ Die Lakonie der Darstellung von Hirschel und der Publikationsort werfen indes einige Fragen auf.

IV. Baldingers Biographiensammlung

Dass dieser Text in einem Nachschlagewerk zu finden ist, verwundert auf den ersten Blick. Baldinger widmete seine Biographiensammlung dem Haager Arzt Eduard Sandifort (1742–1814), der auch Mitglied der *Leopoldina* war. In der Dedikation wird klar zum Ausdruck gebracht, worum es Baldinger ging: jene Gelehrte, die »mit den uneigennützigsten Absichten nützliche Kenntnisse gemeinnützig« machten und dabei »sich ohnstreitig Verdienste« erworben haben, sollten vorgestellt werden. Um klar zu machen, was er unter Uneigennützigkeit und Gemeinnützigkeit verstand, schien ihm Sandifort ein geeignetes Beispiel zu geben. Er hatte zum einen Nils Rosén von Rosensteins (1706–1773) pädiatrisches Werk seinen »Landsleuten« nicht nur in »seiner Muttersprache« zu lesen ermöglicht und »auch durch eigene Gelehrsamkeit dies schätzbare Werk bereichert.«³⁸ Darüber hinaus erinnerte Baldinger an Sandiforts Zeitschrift *Natuur- en Geneeskundige Bibliotheek* (1765–1775), die den Niederländern ebenso von Nutzen sei wie dem restlichen Europa [»Ausländern«].

Zunächst sah es so aus, als ginge es um die Begründung eines weiteren gelehrten Journals, wenn es im Vorwort seiner Biographien-Sammlung heißt, der Herausgeber »geize nach gelehrten Schätzen« und sei »unersättlich«, wenn es »gelehrte Schriften aller Zeiten und Völker« betreffe. Auch Sandifort hatte Baldinger versprochen, die »neue[n] medicinische[n] Schätze« seines Vaterlandes mitzuteilen. Es bestand dabei eine offenkundige Gemeinsamkeit der Interessen, wenn die Diskussion innerhalb der modernen, vor allem kurativen Medizin in den Blick genommen und damit ein Unterschied zu einer vorangegangenen

Generation von Gelehrten markiert werden sollte und Baldinger zu erkennen gab, er wolle »meine Güter nicht vor mich behalten«, sondern sie »gemeinnützig« machen; »so gemeinnützig als nur immer möglich ist«, setzte er klärend hinzu.³⁹

Baldinger sah in einer Sammlung von Lebensbeschreibungen und den dazugehörigen Bibliographien der ausgewählten zeitgenössischen Ärzte und Naturforscher das Mittel, seinem Ziel näher zu kommen, gelehrtes Wissen zu teilen, indem es selbst und sein Zustandekommen auf biographischer Ebene vermittelt wurde. Für die Komposition dieser bunten Reihe von Artikeln lag es nahe, manche Kenntnisse zu den Personen aus bereits vorhandenen Druckwerken zu übernehmen, während andere Informationen aus einem persönlichen, meist brieflichen Kontakt mit dem betreffenden Gelehrten stammten, wie etwa im Fall von Sandifort.

Es liest sich wie eine Entschuldigung, wenn er gesteht, dass sein Unternehmen eine »Leidenschaft« sei,⁴⁰ die indes »in allen Republiken noch wohl zu dulden ist«, weil aus ihr »doch manches Gute« hervorgehe. Er versprach sich von seinem im besten Sinne zeithistoriographischen Unternehmen, einen Zusammenhang herstellen zu können zwischen den individuellen Lebensumständen eines Gelehrten und den Dingen, mit denen er sich befasste. Wenn wir es »mit den Triebfedern der menschlichen Handlungen so genau nehmen wollen«, werde sich zeigen, »wie verschieden [...] man manche That betrachten« müsse, die man »fast aus einem ganz andern Gesichtspunkt« angesehen hat.

Eine Lanze für die empirische Naturforschung versuchte er zu brechen, wenn er schreibt: »So strenge sollten die Menschen nicht gegen einander handeln, denn es möchte dadurch manche gute Handlung unterlassen werden, die uns im Ganzen nützlich sein kann.« Um diesen Wechsel der gelehrten Perspektive zu ermöglichen und der neuen Generation eine Basis zu geben, dazu war das Unternehmen gedacht: »zur Rechtfertigung derer Schriftsteller, welche Verdienste und Gelehrsamkeit auszubreiten« suchten, sollte sein »Nachschlagewerk« dienen.

Aus dem nicht paginierten Vorwort wird klar, dass der Publikation des ersten Bandes eine längere Vorlaufzeit vorangegangen war, denn er bat den Leser nicht nur um »Beyträge und Erinnerungen«, sondern beklagte auch, dass man ihm »bisher nichts bedeutendes Pappier im Ue-

berfluß zugesandt« habe, »zu nichts als zu Maculatur« zu gebrauchen und »mit vielem Postgelde« aus eigener Tasche bezahlt. So möge man es ihm »nicht übel nehmen, wenn [er] in Zukunft ihren Briefwechsel verbitte.« Der Umfang der einzelnen Beiträge variierte zwischen 12 und 20 Druckseiten.

Während der Vorbereitung seines biographischen Unternehmens war Baldinger auch auf Hirschel gestoßen und hatte ihn kennengelernt. Doch meinte er begründen zu müssen, wie er zu der Wahl von Hirschel für sein ›Nachschlagewerk‹ gekommen war. Er erläuterte, dass es besonders das Erscheinen der Abhandlung über die Mittel zur Verhütung der Pocken waren,⁴¹ die ihn seinerzeit dazu veranlasst hatten, mit Hirschel »eine nähere Freundschaft und Briefwechsel [zu] stiften«. Baldinger stellte Hirschel in eine Reihe mit den jüdischen Ärzten Roderich a Castro (1546–1627), dessen Sohn Benedict a Castro⁴² (1597–1684) sowie mit Amatus Lusitanus (1511–1642)⁴³ und gab ansonsten ganz im Rahmen seines zeitgeschichtlichen Unterfangens die Anregung, dass es sehr lohnen würde, »eine sehr artige Abhandlung von den gelehrten jüdischen Aerzten« zu verfassen.⁴⁴ Darüber hinaus fühlte er sich eingangs des Lexikontextes einige Eigenschaften Hirschels zu benennen aufgerufen, die diesen als Gelehrten in besonderer Weise auszeichnen würden. So besäßen Hirschels Veröffentlichungen »so viel feine Züge« eines »nicht alltäglichen Genies« als auch »so viele Beweise eines rechtschafnen edeln Characters« unter den praktischen Ärzten, dass er »oft bey sich die vielen guten Eigenschaften« dieses »redlichen Mannes bewundere, und denselben von ganzer Seele liebe und schätze«.⁴⁵ Mit dieser nicht ganz alltäglichen und von Offenheit und Geradlinigkeit getragenen Wertschätzung Hirschels und seiner Aufnahme in sein ›Nachschlagewerk‹ der »jetzt lebenden Ärzte« wollte Baldinger wohl nichts anderes tun, als seine Bewunderung für Hirschel öffentlich und die Leistung dieses jüdischen Arztes einem breiteren Publikum bekannt machen. Er hielt dies in diesem historischen Moment für opportun. Dass Baldinger einen autobiographischen Text abdruckte, ist im Gesamt des Unternehmens keine Besonderheit.⁴⁶

Hirschel selbst hat seine Selbstdarstellung um eine Liste seiner bisherigen Publikationen ergänzt. Da seine beiden letzten uns bekannten Publikationen aus dem Sterbejahr 1772 fehlten, müssen sie spätestens

1771 entstanden sein. Dazu passt auch, dass Baldinger diese beiden Veröffentlichungen nicht ergänzte, wie er es bei den Aufsätzen gemacht hatte. Zwei Punkte sind dabei auffällig. Hirschel unterließ es, diejenigen Texte, die er in der gemeinsam mit Friedrich Heinrich Wilhelm Martini (1729–1778) herausgegebenen Zeitschrift *Mannigfaltigkeiten* publiziert hatte,⁴⁷ aufzuführen. Das holte Baldinger nach. Aber nicht nur das. Er ergänzte die Bibliographie, indem er darauf hinwies, dass der junge Autor weitere Abhandlungen in zwei Berliner Zeitschriften zur Veröffentlichung gebracht hatte.⁴⁸

Vielleicht sollte man auch den Umstand kommentieren, dass Hirschel auf die Auflistung einiger Beiträge gänzlich verzichtete, dafür aber die Angaben zu seinen monographischen Arbeiten durch die dazugehörigen bibliographischen Verweise auf Rezensionen ergänzte. Der Verzicht auf die Erwähnung seiner Arbeiten in den *Mannigfaltigkeiten* könnte damit zu tun haben, dass er der engen Zusammenarbeit mit Martini in seiner Selbstdarstellung ausreichend Raum gegeben hatte und deshalb glaubte, die Aufzählung seiner Einzelbeiträge für die *Mannigfaltigkeiten* zurückstellen zu können.⁴⁹

Hirschel gehört zu den wenigen jüdischen Ärzten des 18. Jahrhunderts, von denen wir einen solchen autobiographischen Text besitzen. In seiner Selbstdarstellung legt er verhältnismäßig ungebunden dar, welche Ereignisse in seinem Leben von besonderer Bedeutung für ihn geworden sind. Er setzt damit Akzente, während er anderes eher beiläufig erwähnt, drittes nur *en passant* berührt. Wir erfahren von Lebensmomenten, die er für wichtig erachtete, um das geworden zu sein, was er verkörperte: einen erfolgreichen jungen jüdischen Arzt in Berlin zu Beginn der 1770er Jahre.⁵⁰

Der vergleichende Blick auf Gumpertz' Autobiographie lohnt. Sie ist auf Hebräisch verfasst und stellt nur jene literarischen Aktivitäten dar, die in das traditionelle jüdische Selbstverständnis passten. Es wird weder auf den an einer christlichen Universität erlangten Dokortitel noch auf seine erweiterte Ausgabe von Johann Ludwig Leberecht Löseckes (1724–1757) Arzneimittel-Buch⁵¹ Bezug genommen. Auch seine Teilnahme am intellektuellen Leben Berlins (Montagsclub und Kaffeehausgesellschaft)⁵² bleibt unerwähnt. So nimmt es nicht wunder, wenn auch das gemeinsam mit Lessing anonym verfasste *Schreiben eines Juden an einen Philosophen nebst*